

Siegfried Unseld:  
 »Und jeder Schritt ist  
 Unermeßlichkeit«.  
 Gedanken über Goethe,  
 Insel Verlag Frankfurt am Main  
 und Leipzig 2003,  
 124 S. (12,80 €)

Die geschmackvoll aufgemachten Bändchen der Insel-Bücherei gehören nach wie vor zum Schönsten, was die deutschen Verlage anzubieten haben. Seit 1912 erscheinen sie, teils in größerer, teils in nur geringer Auflage, aber immer hübsch gestaltet und sorgfältig editiert, in Leipzig, Wiesbaden und Frankfurt am Main. Johann Wolfgang von Goethe zählt von Anfang an zu den Hauptautoren dieser Reihe. So erschienen »Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg« bereits 1912 als Nr. 10 der Insel-Bücherei und »Pandora« 1913 als Nr. 30.1. Seitdem reißt die Kette von Werkpublikationen Goethes bzw. Goethe gewidmeten Veröffentlichungen nicht ab. Inzwischen sind es schon mehr als 40 Titel – eine kleine Sammlung und bibliophile Kostbarkeit.

Siegfried Unseld, von 1963 bis 2002 Chef des Insel-Verlages, hat das Goethe-Vorhaben tatkräftig gefördert und einige Jubiläumsausgaben wie die Nr. 1000 der Insel-Bücherei und die Nr. 2000 der Insel Taschenbücher für Goethe reserviert. Er griff aber auch selbst zur Feder und verfaßte eigene Beiträge zu Goethe, so das viel beachtete Büchlein »Goethe und der Ginkgo« (Insel-Bücherei Nr. 1188) sowie die hier vorliegenden, von Hans-Joachim Simm zusammengestellten und posthum publizierten »Gedanken über Goethe« (Insel-Bücherei Nr. 1244). Goethe, das Leben des Dichters wie sein Werk, war für Unseld Gegenstand der Verehrung und der Kritik zugleich. »Sich mit Goethe zu befassen« war für ihn sein Leben lang »ein Abenteuer. Ist man einmal in seiner Welt, läßt sie einen nicht mehr los.« (S. 13). In seiner Auseinandersetzung mit Goethe sah Unseld eine notwendige Ergänzung und ein Korrektiv zu seiner eigenen Verlagstätigkeit. Seine »Doppelperspektive« als Autor und Verleger ermöglichte es ihm, tiefe Einsichten in den literarischen Produktionsprozeß zu gewinnen. Aus der Fülle seiner Goethe-Publika-

tionen enthält dieses Bändchen eine repräsentative Auswahl. Die hier vereinigten Texte vermitteln einen unterhaltsamen und lehrreichen Einblick in Goethes Schaffen, insbesondere aber auch in die kommerzielle Seite desselben, die Vermarktung seiner Schriften. So stellt das Verhältnis des Dichters zu seinen Verlegern ein eigenes Feld der Goethe-Beschäftigung dar. Siegfried Unseld hat dazu ein opulentes Buch geschrieben (»Goethe und seine Verleger«, Frankfurt am Main und Leipzig 1991), woraus das vorliegende Büchlein vor allem schöpft. In den Tatsachen nicht unbedingt neu, in der Darstellung aber immer originell, enthält es viele lesenswerte Passagen über Goethes Mitarbeiterstab in Weimar (seine »wohlmeinenden Gehilfen«), über die Produktionsweise des Meisters (»Mein Lebenswerk ist das eines Kollektivwesens ...«), über seinen mitunter recht unbedenklichen Umgang mit dem geistigen Eigentum anderer (»Nur durch die Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes.« – Goethe 1824) und über seine in vielen Gesprächen geäußerten Lebensmaximen. So sagte der alte Goethe über seine Gebrechen: »Die Krankheit gehe den Menschen nichts an, er müsse sie ignorieren, nur die Gesundheit verdient remarkiert zu werden.« (S. 88) Als er 1831 den »Faust«, sein »Hauptgeschäft«, vollendet hatte, äußerte er gegenüber Eckermann: »Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch tue.« (S. 28). Wie wise doch: man muß eben wissen, wann es reicht und wann man aufhören sollte. – Goethe wußte dies!

Ein besonderer Abschnitt ist der Frage »Warum Goethe?« gewidmet. »Warum lesen wir heute immer noch in Goethes Werken? Warum kehren wir immer wieder zu ihm zurück?« – Die Antwort gibt uns Goethe selbst: »Das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern.« Siegfried Unseld fügt hinzu: »Über uns selbst hinaus«, aber ich meine, zuallererst führt er uns zu uns selbst hin.« (S. 97). Auch das ist wohl richtig.

Nicht alles in dem Buch schmeichelt Goethe, man spürt aber selbst in der Kritik noch die Verehrung des Autors für den Dichter heraus. Nicht zuletzt aber auch seine Sympa-

thie für die Verleger, Buchhändler und anderen Mitwirkenden am großen Werk. So ist der Goethe-Text letztlich doch mehr als nur »eine geistvolle Liebhaberei« des Autors; er ist auch Beleg für seine intensive Forschung und Beschäftigung mit dem Meister, Ausdruck »einer fortwährenden Tätigkeit« (S. 113) also, wofür das gelungene Insel-Büchlein schließlich der Preis ist.

ULRICH BUSCH

**Alan Woods, Ted Grant:  
Aufstand der Vernunft.  
Marxistische Philosophie und  
moderne Wissenschaft,  
Promedia Wien 2002,  
512 S. (42,90 €)**

Alan Woods und Ted Grant legen mit ihrem Buch »Aufstand der Vernunft« den Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme der modernen Naturwissenschaft vor.

Angesichts der mit dem Ende der Sowjetunion zunehmend erfolgreicher werdenden Angriffe bürgerlicher Kräfte gegen jeglichen Ansatz marxistischen Denkens sehen die Autoren ihre Aufgabe in der Verteidigung der wissenschaftlichen Methode des Marxismus, den dialektischen Materialismus: »Um die Arbeiterbewegung aus der Defensive wieder heraus zu bringen, ist eine Demaskierung der ideologischen Positionen der herrschenden Klasse unbedingt erforderlich. Gelingt dies nicht, so wird sich diese ideologische Schwächung der Bewegung in der nächsten Phase auch in ganz praktischen Dingen (Lohnkampf, Kampf gegen Sozialabbau und für demokratische Rechte ...) verheerend auswirken« (Woods in: junge welt, 4. 1. 2003). Nach dem Scheitern des »großen Versuchs« – als weite Teile der Linken der Resignation anheimzufallen drohten – sich dieser Aufgabe zu stellen, zeugt von der Aufrichtigkeit der beiden Autoren.

Woods und Grant streben eine »Demaskierung« bürgerlicher Positionen an, welche von materialistischen Anschauungen oft weit entfernt sind, wie etwa im Falle eines als Urknall verpackten Schöpfungsmythos, indem sie die

Gültigkeit des dialektischen Materialismus für die Naturwissenschaften zu belegen versuchen. Gerade die Ende des 20. Jahrhunderts entstandene Chaos- und Komplexitätstheorie scheint eine Renaissance der Postulate der Dialektik zu bedeuten. Es scheint also ein leichtes – wenn auch komplexes – Unterfangen zu sein, denn für zahlreiche weitere Themengebiete der modernen Wissenschaft erscheinen statische Interpretationen der Gegebenheiten als offensichtlich unbrauchbar und fordern geradezu eine dialektische Sichtweise ein. So etwa Kosmologie, Atomphysik, Geologie, Genetik und Evolutionstheorie.

Die Autoren nehmen entsprechend ihrem Ansatz nicht nur Bezug auf Wissenschaft und Philosophie, sondern weisen ebenso auf gesellschaftspolitische Zusammenhänge hin. Wissenschaft kann nicht als in einem Vakuum isoliert von Interessen verstanden werden. Wissenschaft ist immer gesellschaftlich verankert und muss daher vor dem Hintergrund herrschender Machtverhältnisse betrachtet werden. Die Autoren untersuchen daher detailliert, wie eng verbunden Wissenschaft und Politik sind, wenn »Forschungsergebnisse« der Gentechnik oder der Intelligenzforschung zur sozialen Selektion benutzt werden.

Mit ihrer Arbeit appellieren die Autoren auch für eine verstärkte Interdisziplinarität der Wissenschaft, denn in der enormen Spezialisierung, wie sie heute an Universitäten vorzufinden ist, sehen sie eine wesentliche Ursache für die Zunahme reaktionärer Ideen. Vor allem die »reine« Mathematik, die nicht nach der Richtigkeit der aufgestellten Gleichungen frage, sondern die Gültigkeit einer Gleichung einzig und allein als »eine Frage ihres ästhetischen Werts« (S. 430) betrachte, stelle ein gefährliches »revival« platonischer Positionen dar. In den Naturwissenschaften bestehe daher eine Tendenz zum Mystizismus und ideologischen Rückschritt. Wenn eine herrschende Ordnung in eine Krise schlittere, dann spiegele sich dies nicht nur im ökonomischen, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen wider: »Insofern finden sich heute auch durchaus Parallelen zu jeder historischen Epoche, die vom Niedergang einer bestehenden Gesellschaftsordnung gekennzeichnet war, wie etwa dem Niedergang des römischen Weltreichs: Mystizismus, Sekten, Fundamen-

talismus und andere Erscheinungen, wie sie derzeit weltweit sichtbar werden. So gibt es heute in Frankreich mehr professionelle Astrologen als römisch-katholische Priester« (Woods in: junge welt, 4. Januar 2003). Es verwundert daher nicht, wenn die Autoren von einem »Vorspiel für einen neuerlichen und letztendlich tödlichen Rückschlag« (S. 475) sprechen. Eine Hoffnung, die angesichts der nunmehr mehrfach bewiesenen Selbsterneuerungskräfte des Kapitalismus naiv erscheint. Naiv erscheint auch die stellenweise vertretene Auffassung, Wissenschaftler bedienten sich absichtlicher Heuchelei, um das Volk von revolutionären Erkenntnissen der Wissenschaft fern zu halten. So etwa im Falle des Wissenschaftlers Lemaitre, dessen Theorie die »Notwendigkeit zu Grunde lag, seine Physik mit der kirchlichen Doktrin der Schöpfung aus dem Nichts zu versöhnen« (S. 224) und dafür mit dem Posten des Direktors der päpstlichen Wissenschaftsakademie belohnt wurde. Engels definierte Ideologie als einen Prozess, »der zwar mit Bewußtsein vom sogenannten Denker vollzogen wird, aber mit einem falschen Bewußtsein. Die eigentlichen Triebkräfte, die ihn bewegen, bleiben ihm unbekannt; sonst wäre es eben kein ideologischer Prozeß« (MEW, Bd. 39, S. 97). Dagegen scheint die These von der hoffnungslosen ideologischen Dekadenz der Bourgeoisie, wie von den Autoren Woods und Grant vertreten, ein Rückschritt zur Kategorie der bewußten Lüge. Gramsci kritisierte einst eine solche Sichtweise. »Da man vergessen hat, dass die These, nach welcher die Menschen auf dem Terrain der Ideologien das Bewußtsein von den grundlegenden Konflikten erlangen, nicht psychologischer oder moralischer Art ist, sondern einen organisch erkenntnistheoretischen Charakter besitzt«, sei man zur Denkform gelangt, dass »die Politik und folglich die ganze Geschichte als einen einzigen marché dupes, ein Spiel von Illusionismen und Tricks, zu betrachten« sei (Gefängnishefte, Bd. 7, S. 1571).

Des Weiteren muß kritisch vermerkt werden, dass es den Autoren nicht gelang, ein »allgemein verständliches Werk« (S. 7) verfasst zu haben. Da es in weiten Teilen des Werkes nur darum geht, möglichst viele Wissenschaftler zu zitieren, die in der Regel, aber nach Woods und Grant ohne es selbst zu wis-

sen, dialektisch denken, wird die Darstellung unübersichtlich. Diese Unübersichtlichkeit liegt auch im Fehlen einfacher technischer Hilfsmittel, etwa in Form eines Registers, begründet. Einige simple Abbildungen könnten komplizierte Formulierungen überflüssig werden lassen. Zu oft tauchen neue Fachbegriffe ohne Erklärung auf. Das Heranziehen mehrerer Fachwörterbücher ist kaum zu umgehen. So wird dem Leser das Nachvollziehen von Argumentationsketten unnötig erschwert und eine kritische Diskussion der vertretenen Positionen schwierig.

Den an sich selbst gestellten Anspruch, eine »Art moderne Ausgabe der *Dialektik der Natur*« (S. 12) zu verfassen, erfüllen sie nicht – möglicherweise auch deshalb, weil sie statt Hegel eher Trotzki heranziehen, dessen Erläuterungen zur Dialektik gelegentlich an altrussische Bauernweisheiten erinnern.

MARKUS WÖHR

## Intervention – Zeitschrift für Ökonomie.

Redaktion:

Prof. Dr. Ralf Blendowske,

Dr. Kai Eicker-Wolf,

Dr. Torsten Niechoj,

Dr. Sabine Reiner,

Dipl.-Volksw. Christoph Sauer.

Erscheint seit März 2004

halbjährlich

Abonnement 40 € p. a.

(Institutionen 80 €).

Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement ist nicht depressiv, der wirkt nur so. Alles ein Vermittlungsproblem, deswegen ist das wirtschaftliche Klima in Deutschland auch eine »gefühlte Stagnation«. Da sich die misstrauische Bevölkerung kurzfristig nicht reformieren lässt, hilft nur noch Luther. Der Mann der Reformation empfahl Glaube und Arbeitsethos und dieses Rezept, da ist sich der Wirtschaftsminister sicher, wird »entrepreneurial spirit« vom Himmel regnen lassen. Da muss man nichts vermitteln, das ist schließlich reine

Wirtschaftsesoterik und wenn etwas boomt, dann die. Dem Aufruf gefolgt sind bisher nur wenige, und das hat schon Joseph Schumpeter in seiner Innovationstheorie nicht erklären können, den nachlassenden Unternehmergeist.

Wolfgang Clement meinte auch sicherlich nicht den Wettbewerb politischer Ideen zur Überwindung der Krise als vielmehr die Wiederentdeckung der Marktlücken. Beides haben sich jedoch einige Wirtschaftswissenschaftler zu Herzen genommen, um mit der Auflage von »Intervention – Zeitschrift für Ökonomie« den Wettbewerb der Ideen anzukurbeln und eine zwingende Marktlücke für wissenschaftliche Journals in Deutschland zu schließen: Ein in weiten Teilen zweisprachiges und anspruchsvolles Produkt für heterodoxe Debatten der Wirtschaftstheorie soll es werden. Zweisprachigkeit, d. h. hier sowohl deutsche und englische Artikel zu veröffentlichen und das Editorial in beiden Sprachen abzufassen, ist gerade für ein Journal abseits des Mainstreams unverzichtbar, um auf akademischen Level international wahrgenommen zu werden. Heterodox ist ein schlimmes Wort, weil schwer zu vermitteln, der Hintergrund des Fremdwortes für Vielfalt ist aber recht einfach: Der wirtschaftswissenschaftliche Mainstream in Deutschland hat bisher einige Entwicklungen noch nicht nachvollzogen, dazu gehören, dass zum erfolgreichen Management von Volkswirtschaften mehr Rezepte zur Verfügung stehen als »mehr Markt, mehr Wettbewerb, mehr Deregulierung«.

Der jüngere Trend, etwa bei Nobelpreisträgern, dokumentiert, dass es in den Debatten des wirtschaftspolitischen Establishment wieder Raum gibt für Wissenschaft, die den Glauben an den »Washington Consensus« und den »totalen Markt« nicht teilt. Daher will die Redaktion und der breit angelegte wissenschaftliche Beirat, um Wirtschafts- und Sozialforscher aus Deutschland, Großbritannien, Österreich und den USA sowie die ganze Disziplin zurückholen in ihr Milieu: die Gesellschaft. Es genügt ein Blick in den »Economist« oder der Besuch einer Vorlesung an einer angelsächsischen Universität, um zu begreifen, dass deutsche Akademiker oft schlecht imitieren. Während dort nämlich der politischen Ökonomie, die wirtschaftliche und politische Prozesse als verbunden versteht,

unabhängig von Überzeugungen Beachtung geschenkt wird, verabschiedet sich die hierzulande oft anzutreffende krude neoliberale Ideologie in ihrer wirtschaftspolitischen Analyse zunehmend von diesem Verständnis der Welt.

Damit es auch ja kein Vermittlungsproblem gibt, folgt der Aufbau des Journals dieser Philosophie, im »Forum« führen wirtschaftspolitische Analysen, Interviews u. ä. ein. Der zweite Teil der Publikation ist eher formalen und theoretischen Aufsätzen gewidmet. Dies scheint wichtig, um dem häufig erhobenen Vorwurf gegenüber keynesianisch oder nachfrageorientierten Theorien zu begegnen, dass diese nicht mithalten könnten bei der Formulierung von abstrakten Modellen und somit den »mathematischen Beweis« ihrer Statements schuldig blieben. Eben jene Theorien sollen ja wieder einen Platz haben in dem der wissenschaftlichen Offenheit verpflichteten Journal, das damit vielleicht einmal die Rolle der »Blätter für deutsche und internationale Politik« in den Wirtschaftswissenschaften einnehmen könnte.

Die erste Ausgabe des Journals löst seinen Anspruch vorerst ein, wenn auch noch ein thematischer Schwerpunkt fehlt, auf den aber wahrscheinlich im angebotspolitischen Sinne zur Stimulierung eines breiten Interesses verzichtet wurde. Die Ausgabe ist im Volltext im Internet erhältlich. Im Angebot sind ein Interview mit dem scheidenden Mitglied des Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland, Jürgen Kromphardt, ein englischsprachiger Beitrag zur Situation der US-Wirtschaft von James K. Galbraith (University of Texas/Levy Economics Institute), ein Vortrag auf Einladung der United Nations Conference on Trade and Development (UNCTAD) zur Entwicklungsstrategie Lateinamerikas und der Schuldenproblematik von Barbara Fritz (Institut für Ibero-Amerikakunde, Hamburg), zur Einkommens- und Vermögensentwicklung in Deutschland von Dieter Eißel (Universität Gießen), der rot-grünen Gesundheitsreform von Nadja Rakowitz (Universitätsklinikum Frankfurt/Main, Institut für medizinische Soziologie) sowie einem Kommentar zur deutschen Wirtschaftspolitik von Heiner Flassbeck, ehemals Staatssekretär unter

Oskar Lafontaine im Finanzministerium und nun Chefvolkswirt der UNCTAD in Genf.

Die Beiträge werden in der zweiten Sektion fortgesetzt von Eckhard Hein (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut der Hans-Böckler-Stiftung) zur inflationsstabilen Arbeitslosenquote oder der NAIRU (Non-Accelerating Inflation Rate of Unemployment), Birger P. Priddat (Zeppelin Universität Witten/Herdecke, Lehrstuhl für Politische Ökonomie) zur institutionenökonomischen Interpretation der Zivilgesellschaft sowie einem englischsprachigem Beitrag zu »Rent seeking and development theory« von Hartmut Elsenhans (Universität Leipzig, Institut für Politikwissenschaft).

Die Beiträge sind alle in ihrer Länge überschaubar, prägnant und dennoch anspruchsvoll gehalten, ein Indikator für eine stilistisch intervenierende Redaktion. Das Journal erscheint halbjährlich und wird seinen nächsten Schwerpunkt in der Finanzpolitik haben. Es bleibt zu hoffen, dass die Publikation aus dem Hause des Instituts für Wirtschafts- und Politikforschung (Marburg) erfolgreich ist. An der Vermittlung sollte es nicht scheitern, der Markt für wirtschaftspolitische Ideen stagniert nämlich. Das fühlt man.

Mehr Informationen:

[www.zeitschrift-intervention.de](http://www.zeitschrift-intervention.de),

[www.journal-intervention.org](http://www.journal-intervention.org)

FABIO DE MASI

United Nations Industrial  
Development Organization,  
International Yearbook  
of Industrial Statistics 2003,  
Edward Elgar Publishing Limited,  
Cheltenham 2003, 672 S. (297 €)

Hilflosigkeit kann den interessierten und durchaus nicht unkundigen Leser schon überfallen, wenn auf ihn bei der Lektüre der Tageszeitungen verschiedene Interpretationen von Entwicklungen einstürzen, die alle vorgeben, expertisengestützt zu sein, aber dabei oftmals diametral entgegengesetzte Aussagen enthalten. Derartiges konnte im Frühjahr 2004 jeder erleben, der sich darüber informieren

wollte, was sich in Europa nach der EU-Osterweiterung auf wirtschaftlichem Gebiet verändern werde. Untersuchungsergebnisse aus einer Quelle ließen – über die Zeit – eine Verbesserung der Lage jeden Landes vermuten. Horrorszenarien des Industrieabbaus und eine sukzessive Zunahme von Arbeitslosigkeit und Armut im Herzen Europas verkündeten andere Expertisen. Wenn der Leser dann verzweifelt versucht, sich eine eigene Meinung zu bilden, weil er nicht einfach glauben möchte, dass die mittelosteuropäischen Staaten, potent und anspruchlos, zum Mekka europäischen Unternehmertums werden und das »alte Europa« zur industriellen Wüste, oder dass Länder im Osten mit einem erheblichen Anteil von Kleinproduzenten, wie Polen oder Litauen, vom Zusammenbruch dieser Existenzen und daraus resultierend Massenverelendung betroffen sein werden, der wird vielleicht doch zu einer nicht so griffigen Informationsquelle wie der hier angezeigten greifen. Die hat zunächst einmal den Vorteil, dass ihre Statistiken nicht im Auftrage einer bestimmten Interessengruppe zusammengestellt wurden. Die hat zweitens den Vorteil, dass sie sich der Interpretation des Zahlenmaterials enthält. Der Leser kann sich – freilich nicht ohne Anstrengungen und ohne die ihm im Einleitungsteil des Buches gegebenen Definitionen und methodischen Hinweise zu beherzigen – selbst ein Bild von der Lage in Regionen oder bestimmten Ländern machen, soweit es die Stellung, die Struktur und das Wachstum des industriellen Sektors und seine Beschäftigten betrifft, immerhin für die Jahre 1985, 1990 und 1995 bis 2002 – untereinander vergleichbar gemacht, versteht sich.

Die Aufteilung der Weltindustrieproduktion erfolgt im ersten der beiden Teile des Buches nach Ländergruppen und ist zunächst einmal geographisch-politisch. (So gehört der Anteil der DDR vor 1990 zu Osteuropa und danach zu Westeuropa). Zweitens wird eine Einteilung der Staaten nach Einkommensgruppen (Hoch, Mittel, Niedrig) vorgenommen und drittens nach »Entwicklungsgruppen« unterschieden: Niedrig entwickelte, sich industrialisierende sowie bereits industrialisierte »neue Industrieländer« in Asien, Afrika und Lateinamerika im Gegensatz zu den »alten Industrieländern« in Europa und Nordamerika.

Ein zweiter, fünf Sechstel des Statistikbandes umfassender Teil enthält Ländertabellen. In ihnen wird die Industriestruktur nicht nur auf Industriezweige (z. B. Textilindustrie), sondern auch auf einzelne Produktionsgruppen (für Ungarn z. B. 8, für Vietnam 10) niedergebrochen. Erkennbar werden: Strukturveränderungen von traditionellen zu modernen Industriezweigen, aber auch die Modernisierung innerhalb von Industriezweigen.

Die United Nations Industrial Development Organization (UNIDO) hat die im Band veröffentlichten Daten, z. B. über Wertschöpfung, Lohnanteil, Materialkosten und Bruttogewinn pro Zweig, von den jeweiligen statistischen Landesämtern erhalten und international vergleichbar gemacht. Das bedeutet aber auch: Wer zum vorliegenden Band nicht berichtet hat, findet sich auch im statistischen Nachschlagewerk nicht wieder. Doch immerhin zu 82 Ländern wird im Band des Jahres 2003 direkt berichtet. Was die Transformationsländer Osteuropas betrifft, so sind Jugoslawien (als: Serbien und Montenegro) dabei ebenso wie Estland oder Slowenien, Polen dagegen fehlt ebenso wie Tschechien – allerdings nur in dieser Ausgabe. In der von 2002 sind beide Länder enthalten, haben also wahrscheinlich nicht mehr rechtzeitig für den Druck geliefert.

Zugegeben, wer nicht als Ökonom, Entwicklungsplaner oder Politiker direkt auf das Datenmaterial der UNIDO angewiesen ist, wird sich nicht begeistert auf das spröde Material stürzen. Aber es lohnt sich, mit seiner Hilfe tiefer zu loten und zu seiner eigenen, fundierten Meinung vom (ökonomischen) Weltgeschehen gegen alle Manipulationsversuche in der Tagespresse zu kommen.

JÖRG ROESLER

**Detlev Claussen:**  
**Theodor W. Adorno.**  
**Ein letztes Genie,**  
**S. Fischer Verlag Frankfurt a. M.,**  
**485 S. (22,90 €)**

War Adorno, ein letztes Genie? »Der Geniebegriff wäre,« so Adorno, »wenn irgend etwas an ihm zu halten ist, von jener plumpen Gleich-

setzung mit dem kreativen Subjekt loszureißen, die aus eitel Überschwang das Kunstwerk in das Dokument seines Urhebers verzaubert und damit verkleinert«. Diese Antwort steht ganz im Banne Kants, für den das Genie »ein Talent zur Kunst sei, nicht zur Wissenschaft«. Wollte also sein acht Jahre älterer Freund Horkheimer, als er Adorno in einem Nachruf ein Genie »unserer Zeit des Übergangs« nannte, als Künstler würdigen, um ihn als Denker zu schmälern? Sicher nicht! Sicher wollte der ältere Freund seine Hochachtung in eine Identität, einen Begriff, setzen. Nicht bedenkend, dass Adorno ein Freund des Nicht-Identischen war. Der Buchtitel stützt sich auf Horkheimer und löst dabei ganz die Vorahnung Adornos ein. Dieser hatte nämlich befürchtet, dass seine Würdigung als Genie seine geistige Arbeit verkleinern könnte. Als Genie ausgezeichnet, würde man ihn als Künstler verehren, »um ihn gleichzeitig als Wissenschaftler unmöglich zu machen.«

Detlev Claussen zeichnet einen Adorno, wie er den Lesern unbekannt sein dürfte, eben als Künstler, als Musiker, der, zweiundzwanzigjährig, als frisch promovierter Philosoph, 1925 von Frankfurt nach Wien auszog, um hier bei Alban Berg die Kunst des Komponierens zu perfektionieren, mit der er in Frankfurt bei seinem Lehrer Sekles begonnen hatte. Auch das Klavierspiel, im Elternhaus bereits an der Seite zweier professioneller Musikerinnen, seiner Mutter und seiner Tante, gelernt, wollte er bei dem »wohl qualifiziertesten Pianisten in der Umgebung Schönbergs«, Eduard Steuermann, verbessern. In Wien traf er auf Eisler, den späteren Komponisten der DDR-Nationalhymne. Eisler, fünf Jahre älter, erhielt Privatunterricht bei Arnold Schönberg. Ein Ziel, das Adorno selbst anstrebte, das er aber nicht erreichte. Die Begabung Eislers, dessen Bruder Gerhard und Schwester Ruth Fischer Parteifunktionäre in der KPD waren, scheint nicht unwesentlich daran beteiligt gewesen zu sein, dass Adorno wieder in seine Heimatstadt Frankfurt zurückkehrte, um sich dort im bereits gegründeten »Institut für Sozialforschung« zu engagieren, das der Sohn eines reichen Frankfurter Bürgers, Felix Weil, als Stiftung an der Universität ins Leben rief. Es sollte, so der Kommunist Weil, unabhängig sein, aber gleichzeitig akademische Akzeptanz ge-

nießen. Adorno soll noch wenige Jahre vor seinem plötzlichen Tod gesagt haben, es sei noch immer ein Trauma für ihn, dass er sich nicht ganz der Musik hingegeben habe. Für Adorno war Musik Revolution. »Der Zweck der Revolution ist die Abschaffung der Angst«, schreibt er 1936 an seinen Freund Walter Benjamin. Die Musik sei Abschaffung von Angst. Musik sei Verdopplung. Claussen sieht in diesem ästhetischen Radikalismus Adornos die Schranke, die Adorno, anders als Bloch, Eisler und Brecht, vor dem Mythos der »glorreichen« Sowjetunion schützte. »Wer singt ist nicht allein,« schrieb Adorno, »er hört die Stimme, ein Anderes, was doch er selbst ist. Sich selbst zum Anderen werden, sich entäußern. Darin liegt eine Fülle von Momenten: Die Wendung gegen die Angst (wer Angst hat singt weil er dann nicht mehr allein ist).« Adornos Kulturkritik war von diesem Gedanken getragen, dessen »negative Dialektik« er während seines Exils in Hollywood in der »Kulturindustrie«, ebenfalls an der Musik, bestens zu beschreiben verstand: »In der Ära des Tonfilms, des Radios und der gesungenen Reklamesprüche ist sie gerade in ihrer Irrationalität von der geschäftlichen Vernunft ganz beschlagnahmt worden.«

In Wien lernte Adorno recht bald den ungarischen Philosophen Lukács kennen, dessen Werke »Theorie des Romans« und »Geschichte und Klassenkampf« er noch in seiner Habilitationsschrift über Kierkegaard nutzte. »Von diesem Treffen«, so Claussen, »hat Teddie in Wien am 17. Juni 1925 seinem gespannten Freund Kracauer in Frankfurt am Main einen aufgeregten Bericht geliefert, aus dem bis heute nicht zitiert werden darf.« Man sprach über den Kommunismus, »wie er von Lukács diskutiert wurde, ... wie von einer intellektuellen Option, Parteizugehörigkeit hatte für fast alle eher etwas von einem existentiellen Mythos, außer paradoxerweise für den exponierten Lukács selbst, der sich schon damals heftigsten Attacken von Seiten der Kommintern ausgesetzt sah.« Als 1963 Lukács »Ästhetik« erscheint, stützt er sich an mehreren Stellen anerkennend auf die Musiktheorie Adornos, dessen Analysen sich im Wesentlichen stets auf seine frühe Formulierung stützte. Das kompositorische Subjekt sei »kein individuelles«, sondern »ein kollektives. Aller

Musik, und wäre es die dem Stil nach individualistischste, eignet unabdingbar ein kollektiver Gehalt: jeder Klang allein schon sagt Wir.« Hier stimmte der Gleichklang zu Lukács.

Doch das Interesse an Adorno, anlässlich seines hundertsten Geburtstages, ist weniger ein Interesse an seinem künstlerischem »Genie«, als an seiner Gesellschaftstheorie die er in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in Frankfurt, Berlin und Wien von Kracauer, Benjamin, Lukács, Brecht, Bloch, Eisler empfing, um sie in den dreißiger Jahren im amerikanischen Exil bis zu seinem Tod 1969 besonders an junge Menschen, die auf der Suche nach einem anderen Leben, als dem spätbürgerlichen, waren, weiterzugeben. Doch in dieser Beziehung vermittelt Claussen wenig Kenntnis.

Adornos Philosophie wird zwar im eifersüchtigen Spannungsfeld zwischen einzelnen Akteuren, wie Marcuse, Brecht, Bloch und immer wieder und besonders, Lukács, geschildert, sie bekommt aber keine eigene Farbe, die ja wirkungsvoll auf die Akteure der Studentenbewegung zu wirken verstand. Claussen zitiert Adornos hegelsche Umkehr »Das Ganze ist das Unwahre«, als Hegel »affirmativ«. Claussen zeigt nicht, warum Adorno sich diesen Satz als Leitlinie nahm, um das Ganze, nach Ausschwitz, in seiner unmenschlichen Wirkung auf den einzelnen Menschen zu brandmarken. Ein Zitat hätte ausgereicht, um das kritische Denken seiner Hegelumkehr deutlich zu machen. »Der Bürger,« schreibt Adorno, »ist tolerant. Seine Liebe zu den Menschen, wie sie sind, entspringt dem Haß gegen den richtigen Menschen.« (Minima Moralia) Das ist Adornos »negative Dialektik«. Alfred Schmidt, wohl einer der bekanntesten Adorno Assistenten, der bei Claussen nur als Augenzeuge zitiert wird, der belegen soll, dass Adorno seine erste Frankfurter Vorlesung »mit einer Windjacke bekleidet« dozierte, schrieb über Adorno, dass er »die zu bloßer Methode verkommene Philosophie wieder als das versteht, was sie schon im Altertum war: als ›Lehre vom richtigen Leben‹ des Einzelnen.« (Adorno – ein Philosoph des realen Humanismus) Hieraus ergibt sich Adornos Widerspruch zu Hegel. »Das Ganze ist das Unwahre, nicht bloß weil die These von der

Totalität selber die Unwahrheit, das zum Absolutum aufgeblähte Prinzip der Herrschaft ist.... Das ist das Wahre an Hegels Unwahrheit. Die Kraft des Ganzen, die sie mobilisiert, ist keine bloße Einbildung des Geistes, sondern die jenes realen Verblendungszusammenhangs, in den alles Einzelne eingespannt bleibt. Indem aber Philosophie wider Hegel die Negativität des Ganzen bestimmt, erfüllt sie zum letzten Mal das Postulat der bestimmten Negation, welche die Position ist.« (Adorno: Erfahrungsberichte der Hegelschen Philosophie, S. 89)

Die Phänomenologie Hegels betrachtete die »Realität des Allgemeinen als die Bewegung der Individualität«. Demgegenüber wollte Adorno die Dialektik von Individuum und Gesellschaft voll austragen. Adorno wollte auf die These hinaus, dass sich das Allgemeine in der kapitalistischen Gesellschaft nicht nur »durchs Zusammenspiel der Einzelnen« realisiert, sondern dass ebenso sehr die Gesellschaft »wesentlich die Substanz des Individuums ist«. Adorno, anders als Lukács, glaubte nicht mehr an die Möglichkeit, das Ganze zu erkennen. Er negierte den Begriff der Totalität und kaprizierte sich auf die Rettung des Individuums. »Die Irrationalität der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Spätphase ist widerspenstig dagegen, sich begreifen zu lassen.« (Noten zu Literatur)

Die Dialektik von Individuum und Gesellschaft rückt in den Mittelpunkt von Adornos Denken. An ihr lässt sich seine Kulturkritik ablesen, die mit dem Prinzip Ernst macht, nicht Ideologie an sich sei unwahr, sondern ihre Präntention, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen.

»Das objektive Ende der Humanität besagt in Adornos Analyse, dass der Einzelne als Einzelner, wie er das Gattungswesen Mensch repräsentiert, die Autonomie verloren hat, durch die er die Gattung verwirklichen könnte.« (Alfred Schmidt, ebenda.)

Lukács wird bei Claussen deutlich als Adornos zentraler theoretischer Widersacher erkannt. Doch statt die Widersprüche beider Denker exakt zu skizzieren, verläuft er sich in wüste Lukács Beschimpfungen. Dieser, von »linksradikaler Askese« gequälte Lukács, der selbst in einer hübschen Budapester Wohnung mit gutem Ausblick gelebt habe, werfe

Adorno vor, er bevorzuge das »Grand Hotel Abgrund«. Diesen Vorwurf wiederholt der Autor an drei verschiedenen Stellen seines Buches. Lukács' Vorwurf vom »Grand Hotel Abgrund« geht auf einen Aufsatz (1933) zurück, in dem er den bürgerlichen Intellektuellen vorwirft, sie würden in ihren Analysen stets von der Ideologie ausgehen und in ihr stecken bleiben, statt das gesellschaftliche Sein in seinen Klassenwidersprüchen zu erkennen. In diesem, vom Ort des wirklichen Lebens entfernten, ideologischen Gewirr, würden sie sich »häuslich« einrichten. »Das Grand Hotel Abgrund,« so Lukács, »verlangt von seinen Gästen keine Legitimation, nur die des geistigen Niveaus«. Wenn er Adorno in seinem Vorwort zur »Theorie des Romans« (1962) diesen Vorwurf macht, so ist dies keine Kritik an Adornos Wertschätzung eines feinen Hotels, sondern eben ein theoretischer. In Claussens Buch spricht nicht Adorno, wie es im Vorwort ankündigt, sondern Claussen. Adorno stritt sich mit Lukács auf einem anderen Niveau, dies kann unbeschwert nachprüfen, wer in der Adorno Gesamtausgabe des Suhrkamp Verlages stöbert.

JÜRGEN MEIER

Gazi Çağlar:

Der Mythos vom Krieg  
der Zivilisationen.

Der Westen gegen den Rest

der Welt. Eine Replik auf

Samuel P. Huntingtons

Kampf der Kulturen, überarbeitete

und ergänzte Aufl., Unrast Verlag

Münster 2002, 185 S. (14 €)

Die USA im globalen Terrorkrieg, Koalitionen von Willigen und Unwilligen, Friedensdividenden, die zu Kriegsdividenden mutieren, eine neue alte Anarchie der internationalen Beziehung und ein damit einhergehendes zunehmendes Gefühl der Unsicherheit selbst bei den Bevölkerungen der »befriedeten« demokratischen Staaten. Eine pessimistische Lagebeschreibung der Welt könnte so oder ähnlich ausfallen. Spätestens seit dem 11. September



2001 finden simple Deutungsmuster wie Samuel P. Huntingtons »The Clash of Civilizations« starken Anklang im westlichen Kulturraum und führen die Tradition der Ein- und Ausschlussmechanismen und der Xenophobie fort. Ganz im Sinne der »Kalten Krieger« Washingtons.

Gazi Çağlar nahm sich 1997 – der Zeitpunkt der Erstauflage – dieser Problematik an und lieferte eine fundierte, wenngleich auch zu wenig differenzierende und in der Theorie verweilende Kritik des viel zitierten und oftmals als prophetisch wahrgenommenen Beitrages des Herrn Huntington ab. Im Taumel der sich geradezu überschlagenden Ereignisse der letzten Jahre schienen nun Nachtrag und Wiederauflage dieser Kritik fällig.

Çağlar arbeitet sich akribisch und überzeugend argumentierend über die Analyse des Huntingtonschen Zivilisationsparadigmas, Bassam Tibis »Diagnose unseres Zeitalters« hin zu seiner Kernthese der Kontinuität »Zyklischer Geschichtsphilosophien«, in deren Tradition sich Huntington und auch Tibi bewegen. Auf diesem Weg entlarvt er Huntington als Lieferanten eines politisierten Zivilisationsparadigmas das »... massenpsychologisch suggestiv und für die Militärhaushalte des Westens bereichernd wirken (soll).« (S.23) Bei Nichtbeachtung der Handlungsstrategien Huntingtons – von Çağlar deutlich als Strategie zum Ausbau der Rüstungsausgaben, also der zunehmenden Militarisierung identifiziert – drohe dem Westen der Rückzug seiner Kultur. Eben die Kultur sei es aber, die dem Menschen wichtiger sei als politische, ökonomische oder ideologische Interessen und für die er notfalls auch im Kampf eintreten würde, um Familie, Blut und Glauben zu verteidigen. Wobei diese Konstruktion generell für alle »Völker« gelte. Ein Kampf der Kulturen also.

Aus diesem Konstrukt schließend verweist Çağlar auf die Nähe von Huntingtons Thesen zu neodarwinistischen Konstruktionen: »Die Zivilisationen – selbstverständlich die der Anderen – haben eine Kultur, die durch Verwandtschaftsaltruismus, Glauben und Blut definiert ist, einen Anfang und ein Ende, ein Wachstum und eine Erosion. Das ist purer Biologismus in der Tradition der Kreislauftheorien, der das darwinistische Modell biolo-

gischer Evolution auf die Gesellschaftsgeschichte bruchlos überträgt.« (S. 23)

Diese Kritik leitet über zur Diagnose Bassam Tibis »Krieg der Zivilisationen«, die zukünftige Konflikte als Zivilisationskonflikt in einer globalisierten Welt beschreibt, in der die »westliche Zivilisation«, gleichzeitig die Moderne an sich repräsentierend, in einem Konflikt globalen Ausmaßes mit der Vormoderne – repräsentiert durch die nicht-westlichen Zivilisationen – aufeinanderpralle. Die Patentlösung wäre eine universell einzusetzende Ethik der Menschenrechte, die nur dann implementiert werden könne, wenn der Islam – nun werden Adressaten genannt – seine Weltsicht und kulturellen Handlungsmuster und Einstellungen nicht ändere.

Der Kampf für eine Politik der Vernunft gegen die Hetzer im Krieg der Zivilisationen sei hier legitim, so Tibi. Dem stellt Çağlar lediglich entgegen, dass gerade die zitierte Politik der Vernunft »... dafür verantwortlich war, daß die vielfach berechtigten Sensibilitäten des ›Nichtwestens‹ gegenüber dem ›Westen‹ entstanden. Unerwähnt bleiben darf aber auch nicht die Tatsache, daß die Kriegsursachen unseres Jahrhunderts nicht von einer fehlenden ›internationalen Moralität‹ herrührten. Im Gegenteil ging es immer wieder um konkrete und nackte ökonomische und geopolitische Interessen nicht zuletzt auch derjenigen, die sich als Träger der universellen Ethik und Politik der Vernunft verstehen.« (S. 35) Ein guter Punkt, doch wo bleibt die Analyse? Wo sind die Ansatzpunkte zur Auflösung dieser Doppelmoral? Hier bleibt Çağlar eine konkrete Antwort schuldig.

Stattdessen »kramt« der Autor nun auf den folgenden knapp 90 Seiten im Fundus der Geschichtsphilosophie, um die Mythenbildung – was zumindest einem Teil des Buchtitels entspricht – der Thesen Tibis und Huntingtons nachzuzeichnen. Hierbei geht er systematisch und geordnet vor und stellt den Bezug zu »Zyklischen Geschichtsphilosophien« her, in deren Tradition er die oben genannten Werke verortet.

In einer Reihe mit Oswald Spengler, Arnold Toynbee und Nikolaj Jakovleviç Danilevskij stehend, stellen Tibi und Huntington ihre Erklärungsmuster in die Cartesianische Tradition des »Denkens in Dichotomien« (S. 89),

die auf Rene Descartes Zwei-Substanzen-Lehre zurückgeht.

Hier folgt die mühsame Auseinandersetzung mit den Untiefen der Cartesianischen Tradition und deren partielle Demontage, bevor der Autor im sechsten Kapitel daran geht, den Zivilisationsbegriff Huntingtons und Tibis mit dem von Norbert Elias zu vergleichen, um den endgültigen Beweis des sozialdarwinistischen Gehalts der zur Kritik stehenden Autoren anzutreten. Ergebnis: »... eine ›wertfreie‹ wissenschaftliche Verwendung dieses Begriffes (Zivilisation Anm. E. K.) (ist) nicht nur problematisch ... Sie ist unmöglich (sic!).« (S. 126)

Im Siebten Kapitel wird noch schnell der zentrale Begriff Moderne seziert. Mythos und Wirklichkeit sollen unterschieden und die Verwendung des Begriffes als »Kampfbegriff« durchleuchtet werden. Dies gelingt auch partiell, endet aber bei der Einsicht, dass »Moderne« ein konstitutives Element der Mythenbildung selbsternannter »moderner Gesellschaften« darstellt: »Als mit ›magischem Sinngehalt‹ aufgeladener Kampfbegriff ist er vor allem ein Abgrenzungsbegriff metropolitaner kapitalistischer Gesellschaften ...« (S. 142)

In der Gesamtschau bietet das Buch Gazi Çağlars viele interessante Ansätze zur Kritik einer der öffentlich meistzitierten Makrotheorien der internationalen Beziehungen seit dem Ende des »Kalten Krieges« – genauer seit 1993, dem Zeitpunkt des Erscheinens von Huntingtons Thesen in der renommierten Zeitschrift »Foreign Affairs«. Es bleibt aber weitestgehend bei den Ansätzen. Sicherlich wird eine fundierte geschichtsphilosophische Einordnung Tibis und Huntingtons vorgenommen. Jedoch bleibt der Beitrag stets der Theorie verhaftet und zieht keine der mannigfaltigen Möglichkeiten, einen empirischen Bezug herzustellen, in Betracht. Die versöhnlich-kritischen Worte im Nachwort kranken an den gleichen Symptomen. Darüber hinaus könnte der Leser über weite Teile den Eindruck erhalten, dass eine persönliche Abrechnung mit Bassam Tibi angestrebt wird.

ERNESTO KIZA

**Stefanie Wohmann:**  
**Realität – Kunst – Propaganda.**  
**Willi Bredel und die Exil-**  
**zeitschriften »Internationale**  
**Literatur« und »Das Wort«,**  
**Schriften der Förderpreisträger**  
**der Rosa-Luxemburg-Stiftung**  
**Brandenburg e.V.,**  
**Schkeuditzer Buchverlag 2004,**  
**148 S., 15,00 €**

Deutsche Exilliteratur in den dreißiger Jahren – ein abgeschlossenes Thema? Überhaupt nicht. Noch immer sind in den Archiven in Moskau lange unter Verschluss gehaltene Schätze zu heben, und auch in Berlin gibt es noch reichlich Unentdecktes. Was allein schon bietet dieser schmale Band von Stefanie Wohmann an bisher unbekanntem Quellen, und was dann auch an frischen und erhellenden Interpretationen! In unaufgeregter Sprache nähert sich die Autorin vom (DDR-)Jahrgang 1976 ihrem Thema. Was für ein Glück, daß sie keine Rücksicht mehr nehmen muß auf Linienkämpfe und Geheimhaltungsverabredungen der einstmaligen handelnden Parteien und Personen!

Es ist eine überaus schwierige Problematik, der sich die Autorin gestellt hat. Es geht in hohem Maße um Politik, zugleich um Dichtkunst, zugleich um Propaganda, zugleich um Redaktions- und Verlagsarbeit, und dies alles in Zeiten mehrfacher Höchstspannung: des Kampfes gegen den deutschen Faschismus und zugleich des Kampfes ums Überleben im Stalinschen Terror. Das ist nicht mit einem einzigen großen Schwung zu meistern – natürlich nicht. Und Stefanie Wohmann versucht sich auch gar nicht an einem solchen, sondern an kleinen Schritten, mit denen sie sich an ihr Thema heranarbeitet. Das ist ein realistischer Umgang mit den Möglichkeiten des Beginns einer – hoffentlich mit Fortsetzungschancen ausgestatteten – Wissenschaftlerinnenkarriere, und gerade in diesem liegt auch der Gewinn für den Leser. Denn die verschiedenen Bausteine, die die Autorin anbietet, machen umso deutlicher, wie groß die Zahl der am Ende zu behandelnden Probleme ist und wie weit noch

der Weg ist, bis das alles zu einem Ganzen gefügt werden kann.

Von den deutschen antifaschistischen Zeitschriften »Internationale Literatur« und »Das Wort« ist im Buch die Rede – von Blättern also, die von 1936 bis 1939 »nebeneinander in Moskau« erschienen, »dem Informationsaustausch, der Solidarisierung und der Kontaktaufnahme von exilierten Autoren in der ganzen Welt« dienten und »ihren Teil dazu bei(trugen), daß die deutsche Literatur trotz Verfolgung und Bücherverbrennung fortleben konnte« (S. 16 f.). Wie wichtig allein dieser letzte Nebensatz! Und welche Aufgabe, den in ihm benannten Zusammenhang immer wieder ins öffentliche Bewusstsein zu rufen.

Und eine Aufgabe natürlich auch, das bisher an Forschungen bereits Geleistete aufzuheben. Stefanie Wohmann würdigt die sowohl aus der DDR als auch aus der alten BRD stammenden Standardwerke zur Exilliteratur – die Arbeiten von Simone Barck und Klaus Jarmatz zum Exil in der UdSSR und von Klaus Hermsdorf zum Exil in den Niederlanden und in Spanien hie und von Hans-Albert Walter sowie Liselotte Maas da –, hebt spezielle bisherige Leistungen wie die in der DDR erarbeiteten Bibliografien beider Zeitschriften und eine in der alten BRD von Angela Huß-Michel verfasste vergleichende Analyse der in den beiden Blättern veröffentlichten Lyrik hervor und kommt dann aber richtig zu dem Schluß, daß zum Gesamtkomplex von »Internationale Literatur« und »Das Wort« umfassende Untersuchungen noch immer fehlen (S. 19).

Ihre Bausteine auf dem Weg dorthin nun also bestehen aus Kapiteln wie: Die Diskussion um »Reportage oder Gestaltung?« in der »Linkskurve«; Lage der Exilanten in der UdSSR; Die »Internationale Literatur«: Sozialfaschismusthese und Volksfrontgedanke; Vorherrschende Themen und literaturtheoretische Debatten; Der Spanische Bürgerkrieg und seine Bedeutung für die Schriftsteller. Dazu Exkurse: Prosa als die Gattung des Exils; Das Beispiel »Spanienprosa«. Und ihre Bausteine bestehen außerdem in der besonderen Heraushebung des Willi Bredel – eines Mannes, dessen Leistung sie trotz des zeitweilig hohen Bekanntheitsgrades seiner Romane »Die Prüfung«, »Die Väter«, »Die Söhne« und »Die Enkel« für bisher deutlich unterbewertet hält.

Indem sie Bredels Arbeit als Redakteur und Schriftsteller in jenen dramatischen Moskauer Exiljahren mit der Zwischenetappe Spanienkrieg (Bredel war dort 1937 bis 1939) nachzeichnet, bietet sie zugleich einen so noch nie geübten Einblick in die konkrete Redaktionsarbeit: in das komplizierte Geflecht aus Konzeptionsentwicklung, »Absicherung« der politischen Linie, umfangreichem Briefwechsel mit fast allen, die in der deutschen Exilliteratur Rang und Namen hatten, heftigen literaturtheoretischen Debatten und – es muss noch einmal wiederholt werden – dem Kampf ums nackte Überleben.

Im Frühjahr 1939 starb »Das Wort« – und zwar, wie die Autorin unterstreicht, in direktem Zusammenhang mit der von Stalin verfügte Verhaftung – und späteren Ermordung – von Michail Kolzow, Schriftsteller, »Prawda«-Korrespondent im Spanienkrieg und Leiter der Auslandskommission des sowjetischen Schriftstellerverbandes. »»Das Wort« verlor in ihm seinen Protektor und geriet gleichzeitig als Gesamtunternehmen in Verdacht« (S. 131). Die »Internationale Literatur« blieb bestehen. Bredel, im Sommer über Paris aus Spanien zurückgekehrt, wurde nun, nachdem er bereits vor 1936 für sie gearbeitet hatte, erneut deren Redaktion zugeteilt.

Mit einem kurzen Verweis auf Bredels Wirken in der DDR und auf die Vorbildrolle der beiden Zeitschriften für DDR-Publikationen wie »Aufbau« und »Neue deutsche Literatur« endet das Buch. Und mit der Feststellung, daß Forschungen für die Exilzeit 1939 bis 1945 einer weiteren Öffnung der Moskauer Archive bedürfen. Es ist eine solche Fortsetzung der Forschungen nur zu wünschen. Und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Brandenburg e.V. zuzugestehen, daß sie gut daran getan hat, gerade diese Arbeit mit ihrem Förderpreis auszuzeichnen.

WOLFRAM ADOLPHI